Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe.

São Paulo. Vormals „Der Neue Hausfreund". **Brasilien.**

Generalvertreter für Europa: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse 7.

Redaktion und Expedition: Rua Libero Badaró Nr. 64—64-A. Caixa do Correio Y

Abonnementspreis: Jährlich 12$000 Ausland 20 Mark
Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Nr. 3 São Paulo, 15. Juli 1910. VI. Jahrg.

Rio-Korrespondenz.

Rio de Janeiro, den 6. Juli 1910.

Nachdem schon gestern wegen Beschlußunfähigkeit keine Kammersitzung stattgefunden hatte, mußte sie auch heute ausfallen, weil die Herren Deputierten es nicht für nötig hielten, in genügender Anzahl aus ihren Luftkurstationen nach dem alten Gefängnis herabzusteigen. Den meisten von denjenigen, die sich zu Volksvertretern wählen lassen, liegt ja wenig daran, das Volk nun auch wirklich zu vertreten. Ihr ganzes Sinnen geht vielmehr darauf, für 75 Mil täglich auf «Regimentsunkosten» angenehm in der Hauptstadt und ihrer reizenden Umgebung zu leben. Auch sind sie nicht abgeneigt, gegen entsprechenden Entgelt Spekulanten und Petenten ihre wertvolle Fürsprache bei irgend einem Minister zu leihen. Sie selbst dürfen ja leider laut Verfassung keine Geschäfte mit der Regierung machen, solange ihr Mandat dauert. Glücklicher Weise gibt es auch gegen diese ungerechtfertigte Benachteiligung der armen Volksvertreter Auskunftsmittel. Man hat ja nicht umsonst Brüder, Söhne und gute Freunde!

Ein Spaßvogel hat den Vorschlag gemacht, angesichts der Unlust der Volksvertreter, sich an den parlamentarischen Arbeiten zu beteiligen, doch die Verfassung zu ändern. Und zwar meint er, man solle das Parlament zwar nicht abschaffen, da das ernste Unruhen unter den Berufspolitikern hervorrufen würde, wohl aber seine Sitzungen aufheben. Die Auserwählten des Volkes würden dann zwar nach wie vor die Hauptsache, nämlich den Mammon, erhalten, aber wenigstens nicht mehr die Regierung an allen Ecken und Enden in ihrer nutzbringenden Tätigkeit hindern. Obwohl der Vorschlag nur als Witz gemeint war, ist man versucht, ihn ernst zu nehmen. Denn die Notwendigkeit, immer erst die Genehmigung unserer Berufsschwätzer und Berufsfaulenzer einzuholen, hemmt die ganze Verwaltung, zum schweren Schaden des Landes. Das hat sich ja nicht nur im Falle Hasslocher-Calogeras gezeigt.

Es tritt vielmehr bei jeder Gelegenheit zutage. Auch der Kampf gegen unsere Marineoffiziere, den das «Jornal do Commercio» aufgenommen hat, zeigt, wie tief ein Land mit parlamentarischen Einrichtungen sinken kann, wenn die Volksvertreter ihre Pflicht nicht erfüllen. Es ist leicht, die Regierung für die Mißstände verantwortlich zu machen. Man übersieht dabei leicht, daß der beste Wille der ausübenden Gewalt nichts nützt, wenn die gesetzgebende Gewalt ihr die Mittel und die Erlaubnis zur Ausführung versagt.

Was das «Jornal do Commercio» da aufdeckt, ist geradezu haarsträubend. Die beiden Admirale sind seit 20 bezw. 18 Jahren nicht auf der See gewesen, wenigstens nicht auf Kriegsschiffen. Von den 4 Vizeadmiralen hat einer seit 18 Jahren nicht zur See kommandiert, ein anderer in 16 Jahren zweimal mit Mißerfolg, der dritte weniger als 2 Monate, und der vierte, der Marineminister, auch sehr wenig. Unter den 8 Kontreadmirälen ist der einzige Duarte Huet de Bacellar, der größere Kommandos erfolgreich ausgeführt hat. Einer hat einmal Marinetruppen bei einer Landparade kommandiert, ein anderer ließ den «Riachuelo» in Santa Catharina auflaufen und begleitete einmal «beinahe» das nordamerikanische Geschwader aus dem Hafen von Rio. Ein dritter kam seit 1892 ein einziges Mal aufs Meer, und ein vierter hat überhaupt noch kein selbständiges Kommando zur See gehabt. Reizend, nicht wahr?

Aber es kommt noch besser. Auch die Kapitäne zur See haben ihre Erfahrungen meist auf dem Corcovado gesammelt. Wir haben ihrer 11 Stück. (Wie viele Admirale, Vizeadmirale, Kontreadmirale und Kapitäne zur See kommen also auf jedes gefechtstüchtige, moderne Schlachtschiff, das wir bis zum Herbst haben werden? Antwort: 1 Admiral, 2 Vizeadmirale, 4 Kontreadmirale und $5^1/_2$ Kapitäne zur See, im ganzen also $12^1/_2$ hohe Offiziere!) Von diesen 11 Kapitänen haben 3 niemals Seekommandos gehabt. 5 haben je einmal kommandiert, einer war einmal als erster Offizier draußen, und die beiden andern hatten je zweimal Kommandos inne!

Das Paradestück aber ist der Fregattenkapitän Estevam Teixeira junior. Er wurde Fähnrich zur See im Jahre 1875 und als solcher nach dem oberen Uruguay geschickt. Dort rückte er zum Unter- und zum Oberleutnant auf. Als die Marinerevolte beendet war, ernannte ihn Floriano Peixoto unter Ueberspringung zahlreicher Vordermänner zum Korvettenkapitän, weil Teixeira dem Marschall Dienste geleistet hatte. Der

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú
www.etnolinguistica.org

Nimongaraí.

Von den Hängen der Serra dos Agudos bis zu den Wassern des Riesenstromes Paraná erstreckt sich ein weites, waldbedecktes Hügelland. Vergebens sucht der Blick des Reisenden vom Alto do Tabocal aus irgend einen Ruhepunkt in dem starren, schwarzgrünen Blättermeer ausser den Häusern und Pflanzungen der Fazenda Fâca zu seinen Füssen, einem vorgeschobenen Posten der Zivilisation in dieser Gegend, wo man, aus den Städten des Ostens kommend, sich um 3 Jahrhunderten zurückgesetzt glauben könnte.

Geheimnisvolle, unbekannte Flüsse suchen ihren Weg durch weite Sümpfe und finster-schweigsame Urwälwälder, über deren Baumkronen das lebende Wahrzeichen des Sertão, der Gavião penacho, seine majestätischen Kreise zieht. Das ist das Land, fast ein Sechstel unseres Staates, welches seit Jahrzehnten mit zähem Trotz von ein paar hundert Wilder, kriegerischer Coroado-Indianer, gegen jeden Eindringling verteidigt und gehalten wird. Aber dieselbe Wildnis, welche den Urbewohnern noch für manches Jahr ihre nationale Existenz sichert, bot auch ihren grimmigsten Feinden ein Asyl, jenen stillen, wortkargen Gesellen, ehemaligen Capangas und anderen Verbrechern, die hier in einem Leben voller Entbehrung und Gefahr und im Kampf mit den wilden Indianern ihr Sündenkonto auf einer Seite abbüssen und auf der anderen Seite durch wüste Grausamkeiten noch erhöhen.

Hierher zog sich auch der Rest einer versprengten Horde des einst mächtigen Guaranistammes zurück. Im Osten in der nationalen Literatur verherrlicht und zu Romanhelden gestempelt, werden sie hier im Westen als elendes Viehzeug verachtet und misshandelt. Seit 3 Jahren halten die Wälder des Sertãos von dem Pfiff der Lokomotive, zum Zeichen, dass die Zeit für Verbrecher und Indianer auch hier vorbei ist, und still und ohne zu klagen, wie es die Rothaut tut, verschwinden aus unserm Staate die letzten dieser Horde, ohne dass jemand ein anderes Interesse an ihnen genommen hätte, als sie rücksichtslos auszubeuten. Es sind ja «zahme» Bugres, und da lautet denn das gewöhnliche, traditionelel Urteil: Faul, diebisch und dem Trunk ergeben, wenn nicht noch schlimmere Anklagen erhoben werden, welche die Phantasie oberflächlicher Besucher begierig ausspinnt. Ein solches Urteil ist allerdings weit bequemer als das mühsame Studium der indianischen Weltanschauung und des verschlossenen Charakters dieser Leute mit all seinen Vorzügen und Fehlern.

In einer kalten Julinacht war die ganze Guaranihorde an der grossen Biegung des Rio da Batalha, der Mündung des Avarí gegenüber, versammelt. Hier stand als letzter Rest der früheren Aldêa die Wohnung Ponõchí's, den die Brasilaner gewöhnlich «João Caçador» nennen. Der Hauptteil des damals noch etwa 70 Köpfe zählenden Stammes hatte sich, soweit er nicht auf den benachbarten Fazendas zerstreut war, vor kurzem flussaufwärts nach dem Araribá gezogen, um sich den groben Belästigungen durch die immer näher rückenden Arbeitertrupps der Nordwestbahn zu entziehen. Seit Monaten schon teilte ich freiwillig alle Schicksale der Horde und wurde allgemein als zu der Familie des Capitão Avacaujú (José Francisco Honorio) gehörig betrachtet, der es gern hörte, wenn ich ihn mit «Cherú» (mein Vater) anredete. Anfangs hatte ich nur einen «Bruder», den 14-jährigen Guyrapejú, aber nun schrie seit einer Woche noch ein anderer «chyvyi» in der Hängematte des Ranchos am Araribá. Avacaujú, der nach der Geburt des Kindes ein paar Tage lang seine Hängematte kaum verliess, sich wie ein Kranker vor Zug fürchtete und allerlei Diätvorschriften innehielt, nahm es mit dieser als «Couvade» bekannten Indianersitte ganz besonders genau, weil das Kind die Geisel des Sertão, die «Maleite», sozusagen mit auf die Welt gebracht hatte. Das geringste Versehen des Vaters in der Beachtung dieser Regeln hätte nach indianischer Anschauung den Tod des Neugeborenen zur Folge haben können.

Dann begaben wir uns eines Tages, sobald es der Zustand von Mutter und Kind erlauften, zu Ponõchí nach der alten Aldêa, wo ich zu meinem Erstaunen bereits auch den grössten Teil der in der Umgegend zerstreut wohnenden Guarani versammelt fand, bis auf einige wenige, die noch bis zum Abend nachkamen. Alles lagerte in Gruppen familienweise auf dem Terreiro um den Rancho Ponõchí's, und der Rauch der zahlreichen Feuerchen lag wie ein weisser, wagrechter Strich vor der finsteren Urwaldmauer. Vom Rio da Batalha stiegen weisse Nebel auf die im Verein mit dem klaren Mondlicht die benachbarten Waldhöhen silbern überfluteten. Guyrapejú und ich hatten am Waldrand ein Feuer gemacht und lagen dabei unter meinem Poncho und froren, denn die Nacht war grimmig kalt. Avacaujú und seine Frau mit dem Kleinen waren offenbar bei Ponõchí im Rancho. Durch die Stangenwände sah ich ein Feuer flackern und verschiedene Personen ab- und zugehen, darunter den «porai-guaçú» (Medizinmann) Tavyá, dessen Frau und Tochter an einem Feuer, gerade vor dem Eingang des Ranchos, lagerten.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit nahm Tavyá am Feuer, seiner Familie gegenüber, Platz, und alsbald ertönte die Melodie des ñanderú-poraí in die Stille des Waldes hinaus, jener sonderbar wilde, signalähnlich klingende Gesang ohne Worte, durch den der Guarani die seinem Körper innewohnenden übernatürlichen Kräfte zu wecken sucht, um sie dann irgend einem religiösen oder zauberischen Zweck nutzbar zu machen. Bald mischte sich in die kräftige Stimme des Mannes der helle Gesang seiner Frau und Tochter, begleitet von den dröhnenden, taktmässigen Schlägen der Tacuá und dem zischenden Rasseln der Mbaracá. Diese beiden Instrumente sind die einzigen nationalen, welche diese Indianer noch verwenden. Die Mbaracá ähnelt sehr der bekannten Kinderklapper und besteht aus einem hohlem Kürbis mit einem Holzstiel, welcher da, wo er oben und unten durch die Schale geht, mit einem Kranz gelbroter Tucanofedern geschmückt ist. Als Rasselsteine enthält er eine handvoll kleiner, schwarzer und sehr harter Samenkerne (yvaú). Diese Kerne wie die ganze Rassel überhaupt stehen im Geruch einer gewissen Heiligkeit, und es erregte oft das Missfallen des Medizinmannes, wenn irgend ein naseweiser Fremder das Instrument mir nichts dir nichts in die Hand nahm und ahnungslos damit zu rasseln begann, eventuell wohl auch noch einen faulen Witz dazu machte. Die Mbaracá wird ausschliesslich vom Medizinmann benutzt, wohingegen die Tacuá das Instrument aller Frauen und Mädchen ist. Ein meterlanges Stück Taquara branca, welches an einem Ende mit einem Knoten abschliesst, am andern aber offen bleibt, wird am obern Rand und in der Mitte mit einem Kranz bunter Federn verziert, wozu bisweilen noch ornamentale Einritzungen und rote Urucúbemalung kommen. Wenn die Frauen und Mädchen der ñanderú-poraí begleiten, so stossen sie, auf dem Boden sitzend, die Tacuá mit dem geschlossenen Ende kräftig auf, was einen dumpfen Trommelton erzeugt.

In ewiger Wiederholung klang die Melodie von dem Eingang des Ranchos herüber. Vor dem hellen Feuerschein zeichnete sich scharf die dunkle Gestalt des Medizinmannes ab, wie er eifrig die Rassel schwang und taktmäßig mit dem Kopf nach rechts und links nickte. Nach einiger Zeit erhob er sich plötzlich, begab sich mit seiner Begleitung in den Rancho und setzte dort den Gesang fort.

Solche nächtlichen Gesänge sind da, wo Guarani in größerer Zahl beisammen wohnen, etwas ganz gewöhnliches. Nicht nur die Medizinmänner, sondern überhaupt fast jeder Indianer singt da nächtlicherweile seinen Medizingesang, sei es, weil er schlecht geträumt hat, oder einen Spuk fürchtet, oder einen Kranken im Rancho hat, oder sich selbst unwohl fühlt, oder weil er am anderen Morgen irgend etwas wichtiges unternehmen will. Auf den Unbeteiligten wirken diese nächtlichen Gesänge keineswegs störend, sondern, wie ich aus langer Erfahrung weiß, als unfehlbares Schlafmittel, dank ihrer monotonen Melodien und der sonderbaren Instrumentalbegleitung.

Heute aber ließ uns die Kälte nicht schlafen. Guyrapejú war aufgestanden und kniete dicht neben dem Feuer, dem er den nackten Rücken zudrehte. Auch an den anderen Feuern schlief man wenig. Als formlose schwarze Klumpen kauerten die Indianer bei der Glut und bisweilen erschien ein gelbes Gesicht im Lichtschein, welches mit geschlossenen Augen die Flamme anblies. Ich horchte also auf den Gesang im Rancho, und es fiel mir auf, daß das Tempo desselben immer hastiger und lebhafter wurde. Immer rascher wiederholten sich die kurzen Strophen und immer aufgeregter klang die Stimme des Medizinmannes. Dann folgten Melodien, die ich vorher niemals gehört hatte. Besonders merkwürdig war eine, welche in regelmäßigen Intervallen von einem kurzen, girrenden Gelächter unterbrochen wurde. In den kleinen Pausen zwischen den einzelnen Gesängen hörte ich die Frau Avacaujús bitterlich weinen und schluchzen, so daß ich nicht anders glaubte, als daß ihr Jüngster wieder schwer erkrankt sei. Ich sah zu Guyrapejú hinüber, aber der kniete so ruhig neben dem Feuer, als ginge ihn die Sache nicht das mindeste an. In solchen Fällen ist es nicht zu empfehlen, sich durch Fragen Aufklärung verschaffen zu wollen. Die Antwort fällt doch ungenügend und halb unverständlich aus, und dem Indianer wird dadurch die immer störende Anwesenheit eines unverständigen Fremden von neuem in Erinnerung gebracht. Ich wartete also geduldig, was noch kommen würde, und endlich, etwa eine Stunde vor Mitternacht, erschien ein Mädchen am Eingang des Ranchos und rief über den Platz nach Guyrapejú und mir. Wir gingen sogleich hinauf, drückten uns in eine Ecke neben den Eingang, Guyrapejú kroch mit unter meinen Poncho, und so warteten wir weiter.

Das Feuer im Rancho war niedergebrannt, und der Raum wurde nur notdürftig durch 2 dünne Wachskerzchen erhellt. Mitten im Rancho sass Tavyá am Boden. Er war nur mit einer Hose bekleidet, aber um seine Brust schlangen sich die federgeschmückten Jacá, Schnüre aus aufgereihten Yvau-Früchten. Den Kopf schmückte ein selbstgewebtes breites Stirnband (acanguá) welches kunstvoll mit kurzen Tucano- und Papagaifedern besetzt war. Ueber der Stirn glänzte darin die rote Federhaube des Waldspechtes, überragt von den langen Schwanzfedern der Tezoura, welche dem Träger gleich diesem Vogel die Kraft verleihen. Regen zu bringen. Die 4 Schnüre, mit denen das Acanguá am Hinterkopf zusammengebunden war, fielen federverziert über die Schultern. Ihm gegenüber sassen Ponõchi und seine Frau. Letztere hatte den Kleinen in den Armen, während ihr Mann mit beiden Händen eine schmale, etwa 50 cm lange hölzerne Canôa hielt. Diese enthielt Wasser und einige Stücken wohlriechenden Cedernbastes, und an jedem Ende war eines der besagten Wachslichtchen angeklebt. Neben dem Medizinmann, dem sie halb den Rücken zudrehte, sass die Mutter des Kleinen und weinte, auf der andern Seite aber Tavyás Frau und Tochter, die ihn beim Singen begleiteten. Hinter dem verlöschenden Feuer lag Avacaujú halb angezogen in seiner Hängematte, er hatte die Augen geschlossen und kümmerte sich scheinbar um gar nichts. Kein einziger unbeteiligter Mann befand sich in der Hütte, dagegen sassen sämtliche Frauen und grössere Mädchen, die Taouá in den Händen, an den Wänden herum.

Tavyá hatte die Rassel neben sich liegen und begleitete seinen Gesang mit höchst sonderbaren Bewegungen. Er beugte den Oberkörper vor, senkte den Kopf und rieb sich hastig mit beiden Händen die Brust. Dann richtete er sich auf und bewegte die Hände, als ob er etwas von seinem Rücken weg über den Kopf heben wollte, oder wie jemand, der ein Hemd auszieht. Darauf warf er die Arme empor und schüttelte die Hände hoch über den Kopf durcheinander, um dann wieder wie ein Magnetiseur über dem Kind in der Luft herumzufahren. Dann wieder schien es, als ob er über der Canôa einen unsichtbaren Stoff mit beiden Händen vorsichtig zusammenraffe, den er darauf über das Kind wieder ausbreitete. Dieses scheinbare Umgehen mit unsichtbaren Dingen hatte grosse Aehnlichkeit mit dem Verfahren bei Krankheitsfällen, wo man auch sehen kann, wie der Medizinmann die Krankheit spitzfingrig anfasst und wegnimmt oder den zauberkräftigen Hauch seines Mundes in die hohlen Hände fliessen lässt, die er deshalb vorher sorgfältig wäscht, um ihn dann wieder langsam über den Körper des Kranken ausgiessen.

Tavyá fuhr noch eine geraume Weile in dieser Weise beständig singend und von den Frauen und Mädchen begleitet, fort. Schliesslich griff er in die Canôa, benetzte beide Handflächen mit dem wohlriechenden Wasser, und nachdem er ein paar unverständliche Worte hervorgestossen hatte, betupfte er damit dem Kleinen Stirn und Brust. Hiermit war die Taufe vollzogen. Ponõchi stand auf und stellte die Canôa auf ein eigens dazu bestimmtes Gestell aus 2 Astgabeln, die oben mit der Rinde des Cipó Guembé umwickelt waren. Seine Frau reichte das Kind der Mutter hinüber und beide traten zurück. Nun erhob sich auch Tavyá, trat vor das Gestell mit der Canôa hin und stampfte ein paar Mal in etwas gebückter Haltung im Takt mit dem Fuss auf. Dann hob er die Arme über den Kopf, tat ein paar Sprünge ähnlich wie beim Csardás und trat zur Seite. Der Gesang brach ab und es trat plötzlich eine Pause ein.

Langsam erhob sich nun aus der Hängematte Avacaujú, der übrigens gleichfalls Medizinmann ist, und wechselte leise ein paar Worte mit Ponõchi und dessen Frau. Ponõchi brachte darauf ein kaum handhohes Bänkchen herein, stellte es an die Wand und sagte darauf zeigend zu mir: «Ejú eguapy!» (Komm und setze dich). Ich schlüpfte aus dem Poncho und tat wie mir geheissen. Ponõchi nahm die Canôa von ihrem Gestell

und trat damit auf meine rechte, seine Frau auf meine linke Seite.

Avacaujú stand, die Rassel in der Hand, eine Weile stumm vor mir, als ob er sich vergebens auf den Anfang besänne, dann legte er plötzlich mit seinem Gesang los und sofort fielen die Umsitzenden ein. Zitternd vor Frost musste ich nun den gleichen Singsang auch über mich ergehen lassen. Avacaujú nahm es leider recht genau. Er berasselte mich, von einem Fuss auf den andern tretend, gründlich von allen Seiten und schien mich mit seinen ausgestreckten Fingerspitzen magnetisieren zu wollen. Er hielt dabei die Augen beständig starr auf mich gerichtet, und seine Züge nahmen jenen sonderbar ängstlichen, gequälten Ausdruck an, der dem indianischen Medizinmann in der Extase eigentümlich ist und der den Anschein erweckt, als handle der betreffende halb gegen seinen Willen unter einem übernatürlichem Zwang. Plötzlich griff er in die Canôa und beeuchtete mifch mit dem Wasser in der gleichen Weise auf Brust und Scheitel, wie kurz vorher Tavyá meinen kleinen Bruder. Auch Avacaujú sagte dabei einige unverständliche Worte in der Sprechweise die die Medizinmänner bei ihren Verrichtungen gebrauchen, indem sie sowohl beim Aus- wie beim Einatmen sprechen. Ich behielt davon nur das Wort «carairamo» («durch die Macht» oder «durch die Zauberkraft?»). Dann setzte er wieder mit einer andern Melodie ein, und wir gingen langsam im Gänsemarsch rund in der Hütte herum, voraus Avacaujá mit der Rassel, dann Ponõchi mit der Canôa, dann ich und zuletzt Ponõchis Frau, die mich am Handgelenk hielt. Wieder an unserem alten Platz angekommen, nahmen wir die früheren Stellun- ein und die ganze Szene wiederholte sich gen . Ungeduldig spähte ich durch die Stangen- von neuem. [illegible] und bemerkte im Osten bereits die wand des Ranch[illegible] nbrechenden Tages. ersten Zeichen des her[illegible] ng aber trat Avacaujú Nach dem zweiten Rundg[illegible] nd und aufgeregt, dicht vor mich hin und rief, stocke[illegible] a-nderery! aber sehr laut und deutlich: «Muendajú-[illegible] men- — Nandereyigua nde! — Nandéva nderenoi Nu[illegible] dajú!» — (Muendajú ist dein Name! — Du gehörst zu unserm Stamm! — Die Guarani nennen dich Nimuendajú! —) Und dann auf Ponõchi und dessen Frau zeigend: «Cova-ma ndeangá!» (das sind deine Verwandten, d. h. Taufpaten). Dann begann er zu meinem Entsetzen wieder zu singen, indem er, hocherhobenen Hauptes vor mir stehend, die Hände wie segnend über meinen Kopf hielt. Es dauerte noch eine ganze Weile bis er, die Arme sinken lassend, zurücktrat, worauf der Gesang verstummte und die Zeremonie beendet war.

Als eine halbe Stunde später die Sonne hinter dem Wald herauf stieg, beschien sie einem neuen Stammesgenossen der Guarani, der trotz seiner hellen Haut 2 Jahre lang getreulich mit ihnen das Elend eines sterbenden Volkes geteilt hat.

S. Paulo, 1910. C. N. Unckel.

Produktions-Genossenschaften im Staate São Paulo.

Das Ackerbausekretariat unseres Staates hatte s. Z. den Landwirtschaftsinspektor Dr. A. De Melita beauftragt, die Bildung von Produktions-Genossenschaften in den Staatskolonien, sowie in den verschiedenen Munizipien des Staates in die Wege zu leiten. Dr. De Melita hat zu diesem Zwecke die betreffenden Satzungen ausgearbeitet und zwar solche, die für Produktions-Genossenschaften in den Kolonien bestimmt sind und andere, die für die Kleinlandwirtschaft im allgemeinen geeignet sind. In der Siedlung «Campos Salles» ist bereits eine derartige Genossenschaft begründet worden, deren Satzungen wir in unserer Nummer vom 20. Mai veröffentlichten.

Heute bringen wir nun diejenigen, welche für die Genossenschaften im allgemeinen bestimmt sind, zur Kenntnis der zahlreichen deutschen Kleinlandwirte, die in allen Teilen unseres Staates ansässig sind. Bemerkt sei noch, daß von letzterer Art Genossenschaften schon in den Munizipien Araras und Villa Americana.

Satzungen für Landwirtschaftliche Produktions-Genossenschaften.

Erster Teil.

Kapitel I.

Name, Dauer, Geschäftsordnung und Zweck.

Art. 1 Die unterzeichneten Kleinlandwirte von . . . . . bilden auf Grund dieser Satzungen, deren Bestimmungen einzuhalten sie sich verpflichten, die Sociedade Cooperativa Agricola de Producção de . . . . . (Landwirtschaftliche Produktions-Genossenschaft von . . . . . .). Zu jeder Zeit können in ihr Kleinlandwirte aufgenommen werden, die im Munizip . . . . . landwirtschaftlichen Besitz haben.

Art. 2. Das gesellschaftliche Grundkapital wird aus den Aufnahmegebühren und den monatlichen Beiträgen der Mitglieder gebildet; sodann aus dem Ertrage der durch Beschluss der Hauptversammlung festgesetzten Abgaben und schliesslich aus den der Genossenschaft zugewendeten Schenkungen usw.

Art. 3. Die Dauer der Genossenschaft ist auf 25 Jahre festgesetzt.

Art. 4. Die aus den Aufnahmegebühren, aus den Monatsbeiträgen der Mitglieder oder irgend anderen Quellen herrührenden Gelder, die zum gesellschaftlichen Grundkapital gehören, werden in der Sparkasse hinterlegt oder in Schuldscheinen des Staates S. Paulo oder des Bundes angelegt.

Art. 5. Zweck der Produktionsgenossenschaft ist die wirtschaftliche Hebung der Landwirtschaft und der am Platze sich bewährenden landwirtschaftlichen Industrien, soweit Zeit, Mittel, Entwickelung des Ortes und der Produktion, erlangte Erfahrungen und andere Faktoren es erfordern und ermöglichen.

Art. 6. Die Produktionsgenossenschaft beginnt ihren Betrieb mit:

a) Ausrottung der Ameisennester;

b) Maschineller Bearbeitung der Ländereien;

c) Anschaffung von Düngemitteln zwecks rationeller Düngung der Ländereien.

d) Versuchen, um für die in der betreffenden Zone leicht zu erhaltenden Landesprodukte neue Absatzgebiete zu schaffen;

e) Gemeinschaftlicher Aufbereitung der Erzeugnisse, zu welchem Zwecke z. B. Aufbereitungsbetriebe gemietet oder gekauft werden können, oder aber mit solchen ein Vertrag geschlossen wird, um für einen bestimmten Preis pro Sack, Arrobe usw. die Erzeugnisse der Mitglieder zu verbessern oder sie durch Umgestaltung in ein zur Beschickung des Marktes vorteilhaftes Aussehen und für möglichst günstigen Verkauf herzurichten.

Art. 7. Zu diesem Zweck kann der Vorstand Verträge abschließen, doch sind die betreffenden Klauseln von der Hauptversammlung vorher zu genehmigen.

Einziger §. Der Vertrag ist gültig, wenn er tat-

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú
www.etnolinguistica.org